

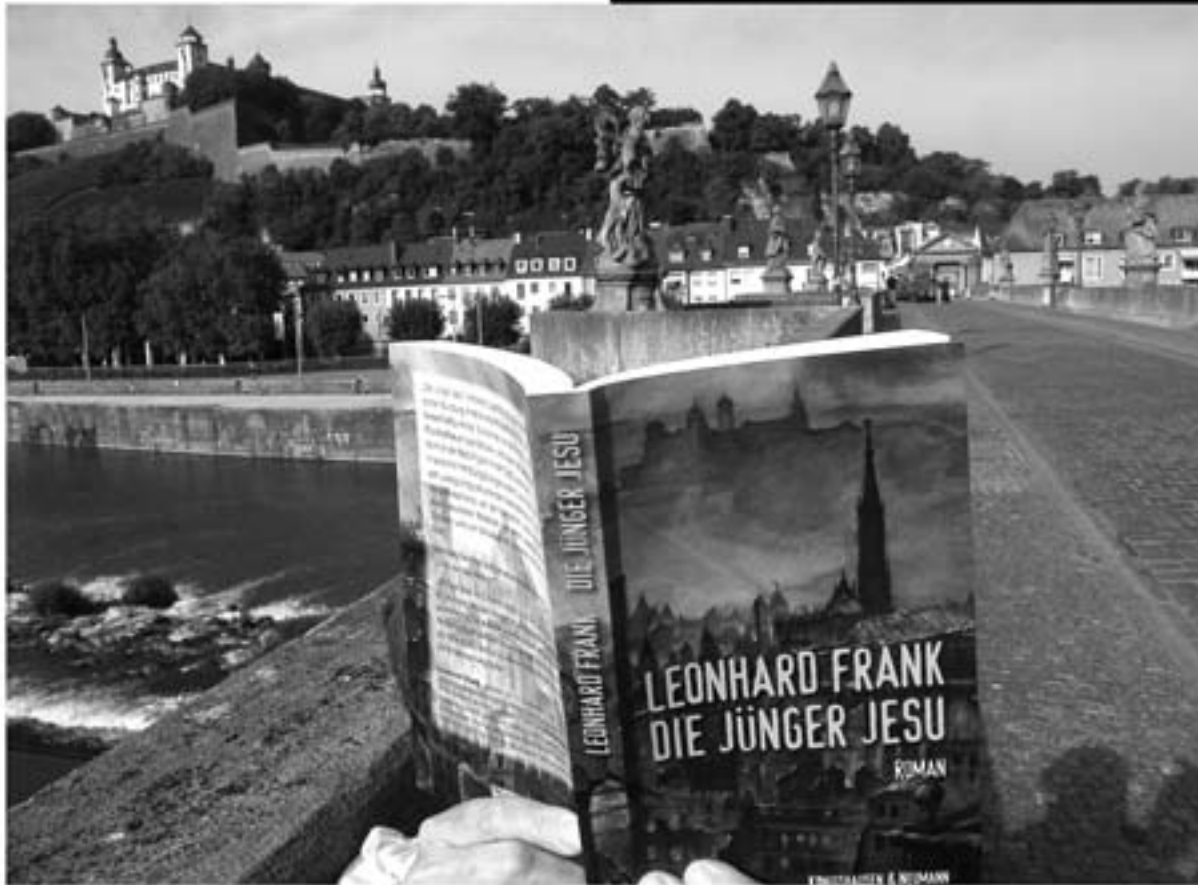


| | |
|--|-----------|
| Intro/Impressum | 5 |
| Kontrovers: Verdummungsetüden am Kreativstandort | 7 |
| Strahlemänner | 15 |
| Der Käfig ist leer | 16 |
| Geheimnisse und Wahrheiten | 18 |
| Mit vollem Körpereinsatz | 20 |
| Häuser und anderes: Das Rottendorfer Wasserschloß | 27 |
| Lichtblick | 29 |
| Tönendes Gedenken | 30 |
| Shortcuts | 32 |


 **Würzburg
liest ein Buch**
04. bis 13. April 2014

Mit! Lesen!

Die ganze Stadt macht mit: Lesungen,
Vorträge, Ausstellungen, Diskussionen,
Theater und vieles mehr - Sie auch?
Melden Sie sich an unter:
info@wuerzburg-liest.de
www.wuerzburg-liest.de



Leonhard Frank **Die Jünger Jesu**

Mit! Lesen!

www.wuerzburg-liest.de

„Würzburg liest ein Buch“ will Menschen
der Stadt generationenübergreifend über
ein Buch ins Gespräch bringen.



Kunstpriesträger 2012 der Stadt Marktheidenfeld

Malerei
8. März bis 21. April 2014

Edwin Kaiser, Preisträger der Jury

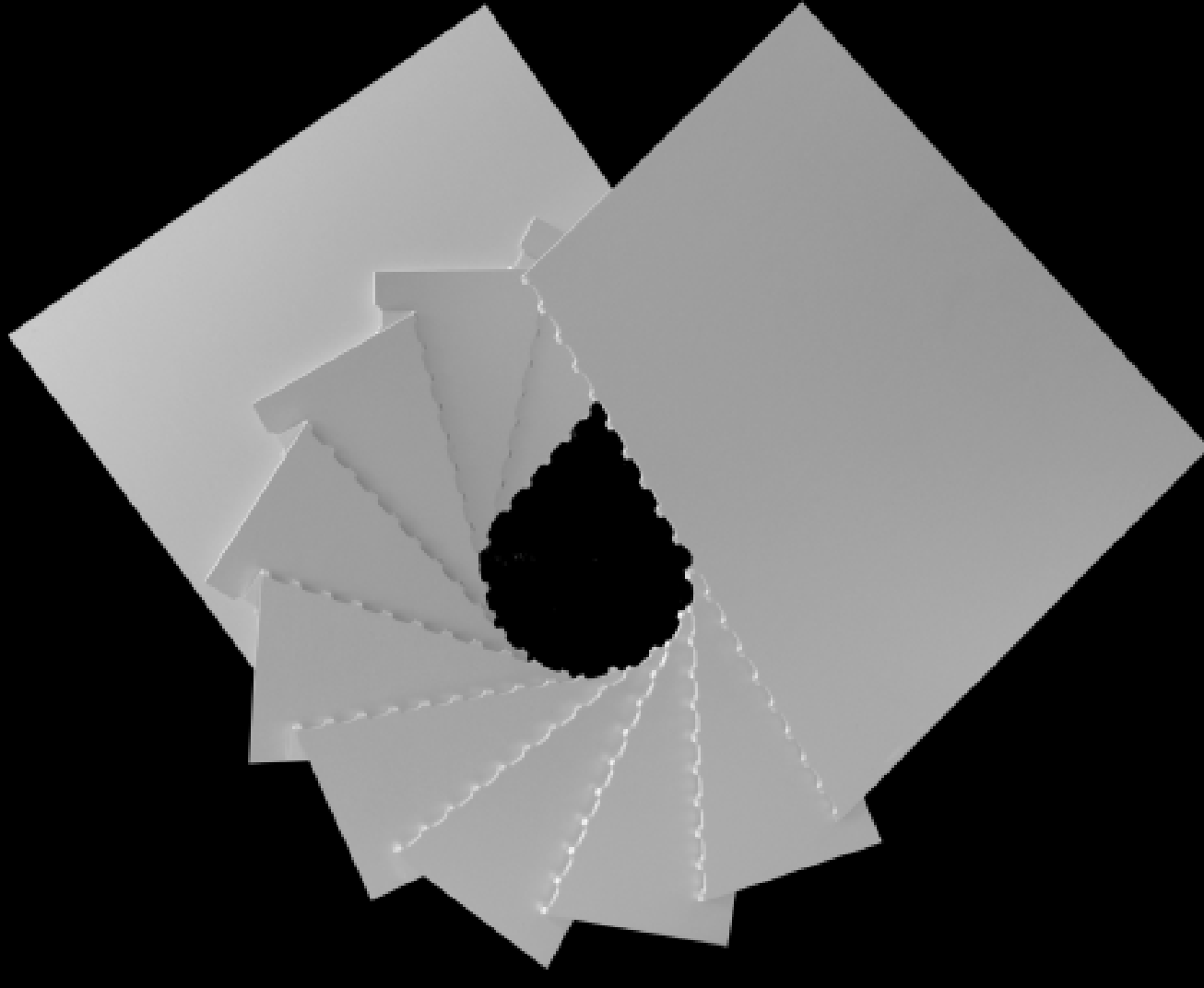


Andi Schmitt, Preisträger des Publikums



Öffnungszeiten Franck-Haus:

Mittwoch bis Samstag: 14.00 bis 18.00 Uhr
Sonntag/Feiertag: 10.00 bis 18.00 Uhr
Gründonnerstag, 17.4., geschlossen. Eintritt frei
www.marktheidenfeld.de



Hin und wider fragen wir uns, warum sich so viele Menschen damit begnügen, den Skulpturen nur gelegentlich im Museum zu begegnen. Wo sie abseits des Alltags nur Kunstwerke sind, die wir bestaunen und dabei vergessen, dass sie geschaffen wurden, unseren Alltag zu bereichern. Um dazu beizutragen, dass die Skulptur wieder Teil unseres Alltags werden kann, haben wir uns entschlossen, unter dem Motto **PRO SCULPTURA** in unregelmäßiger Folge Skulpturen in Auflagen von jeweils 10 Exemplaren zu einem zivilen Preis anzubieten.

OBO
 Auflage: 10 Exemplare numeriert und signiert
 Material: Eloxiertes Aluminium
 Maße: 24 x 26 x 10 cm
 Preis pro Exemplar: 1.200,-- inklusive MWSt

E. Fiebig ★ Königstor 2 ★ 34117 Kassel ★ 0561 5214570 ★ info@art-engineering.de

Intro

Na, schon panaschiert? Die Kandidaten ihres Vertrauens für den OB-Sessel und Stadtrat kräftig von allen Seiten betrachtet, gewendet und in die Pfanne gehauen?

Große Zeiten brechen an. Es wird Veränderungen geben, das prognostizieren die Prognosen, die großartigen, vollmundigen Versprechungen werden wahrgemacht. Spätestens nach dem 16. März. Ganz sicher!

Sie glauben das alles nicht? Pfui!

Sie hätten da so Erfahrungen gemacht in der Vergangenheit? Und erkannt haben, daß den großen Worten nicht immer die großen Taten folgen? Wo bleibt der visionäre Geist, der doch sonst durch die Altstadtgassen, Weinpromenaden und über die grünen Hügel wabert, auf zu neuen Ufern?

Optimismus tut not, wo sich Pragmatismus breitmacht. Wo sollen wir sonst hinkommen? Woher kommen wir denn, wer sind wir überhaupt, und wohin gehen wir? Wo soll das hinführen? Also bitte, geht doch!

Greifen Sie deshalb nächsten Monat wieder zum Heft. Wir bieten neue, brandheiße Anleitungen für schmackhafte Worthülsengerichte und cross gebratene, panaschierte Würzburger mit besonders vielen Ballaststoffen. ☺

Die Redaktion

nummer einundneunzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
 Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
 Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
 Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
 Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
 Achim Schollenberger [as], Frank Kupke
 [kup], Renate Freyeisen [frey], Eva-Suzanne
 Bayer, Ulrich Karl Pfannschmidt,

Für die Inhalte der
 Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe Pantone 108 C

Layout
 Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:
 € 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
 Short Cuts:
 € 80 Viertelseite 77,5 x 100
 € 100 Halbe hoch 77,5 x 205
 € 100 Halbe quer 160 x 100
 € 200 Ganze Seite 186 x 246
 € 250 Anschnitt/U4 186 x 246
 alle Maße: Breite x Höhe in mm
 alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala
 € 125 Pantone-Farbskala
 alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft
 Förderverein Kurve e.V.
 € 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft
 € 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft
 € 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte
 alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
 Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
 wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
 Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Kontrovers: Verdummungsetüden am Kreativstandort

Warum man Kulturpolitik heute ernster nehmen sollte als je zuvor.

Text und Fotos von Wolf-Dietrich Weissbach

Reden wir nicht drum herum: Maßlose Körperfülle, selbst medizinisch verordnet, konterkariert auch die revolutionärste Geste. Die emporgestreckte Faust des österreichischen Schauspielers und Regisseurs Peter Kern als Parenthese seiner Laudatio auf die letztjährige (2013) Preisträgerin der Hofer Filmtage beeindruckt keine Diätchwester und keine Multiplex-Betreiber. Nachgerade erwies sich der entschlossene Widerstand gegen die von Letzterer geforderte Abschaffung der deutschen Filmförderung ohnehin als unnötig – Ende Januar 2014 hat das Bundesverfassungsgericht im Sinne der heimischen Filmemacher entschieden. Und Kerns Rede auf Barbara Albert, die dem Impresario Heinz Badewitz im Freudensprung auf die Bühne der Hofer Freiheitshalle die Emission „genial“ entlockte, läßt sich nicht einmal sinnlos zusammenfassen. Würden sich am Ende nicht alle umarmen und drücken, es wäre nicht zu ertragen. Starke Gesten kennt man selbstredend auch in Würzburg; virtuell vom Plakat, ach was: von der Geburtstagstorte des diesjährigen Filmwochenendes; realiter vom Afrika-Festival, wo exotische Musiker – oft so paßgenau in Gold gefaßt, daß sie kaum laufen können – mit emporgestreckter Faust auf die Not und das Elend auf ihrem Schwarzen Heimatkontinent aufmerksam machen! Einheimische Künstler tanzen wenigstens echt betroffen das „Tagebuch der Anne Frank“, den Holocaust oder mit ähnlich ungesunden Verrenkungen den Benefiz Mitte Oktober letzten Jahres in der Würzburger Augustinerkirche an zwei Tagen höchst erfolgreich, obwohl es keinen Eintritt kostete.

Dokumente der Barbarei

Ohne sich von Nicole Zepters nur oberflächlichem Buch „Kunst hassen“ erregen zu lassen; ohne der Unterstützung der Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek, die dem Literaturbetrieb Nepotismus vorhält, oder der Nurschriftsteller Maxim

Biller und Dietmar Dath zu bedürfen, die die Uniformität und Bedeutungslosigkeit der deutschen Gegenwartsliteratur der Vertreibung der jüdischen Intelligenz je nach Temperament: anlasten oder gutschreiben; ohne einmal mehr den kulturkapitalistischen Kannibalismus, wie er 2012 in „Der Kulturinfarkt“ propagiert wurde, aufleben zu lassen, muß man nicht zuletzt in der Provinz feststellen: Die gesamte Kulturszene wird immer wunderlicher.

Begriffe, Sprüche und Slogans wie „Kulturstaat“ oder „-stadt“, „Kultur macht stark“, „Kultur = Lebensqualität“ entlarven hier jedoch womöglich schneller als anderswo ihre Versprecher als genaugenommen kulturferne, geistesschlaffe Zeitgenossen, gerade sofern sie sich überzeugt geben, die Kultur, die sie meinen, steuere zielstrebig – frei nach Friedrich Schiller – mittels eines irgendwie schon ästhetischen, einen gewiß moralischeren Zustand des Menschen wieder übergeordneten Ganzen an. Hauptsächlich entgeht ihnen freilich, daß die „Dokumente der Kultur“, deren Echtheit sie so rührt, wie Walter Benjamin betonte: stets zugleich solche der „Barbarei“ waren; Unterdrückung war bisher Grundlage (fast) jeder Kultur. Zugegebenermaßen ist das Gros der erlesenen Kulturgüter inzwischen so steril, so schuldlos gescheuert oder marktgerecht relaunched, daß den Angehörigen der „ehrwürdigen Zunft des Phrasenmitschreibens“ (Karl Kraus), na sagen wir: selbst mittelalterliche Auftraggeber wie gottesfürchtige Mäzene aufscheinen. Gleichwohl: Es gibt großartige Literatur, Kunst, Musik, fraglich – wem sollte dies eigentlich bewußter sein als uns Deutschen – ist nur, ob ihres „affirmativen Charakters“ (Herbert Marcuse) diese wirklich jemals geeignet waren, aus schmutzendem Lehm auch nur halbwegs zivile Homunkuli zu formen, und wenn, ob dies heute noch gelingen könnte. Was in den Kulturwissenschaften, soweit sich übersehen läßt, jedenfalls mal mehr mal weniger in Abrede gestellt wird.



Im antiken Rom wußte man es zu schätzen, stets ein, zwei Köpfe an der Hand zu haben: Für's Denken oder wenigstens intelligent Schauen.

So lassen die Propagandisten (zumeist sind es politische Halbleiter) in ihrem verzweiften Abwehrkampf gegen die Oberflächlichkeit, wegen der Breitenwirkung es tunlichst im Nebel – gesetzt sie hätten eine Idee –, was sie unter Kultur verstehen, und die eigentlichen Kulturszenlinge, die Zauberlehrlinge, Kulturarbeiter, Schauspieler, Künstler, Musiker lackieren ihren Dünkel (glaubwürdige Stilisierung gelingt kaum noch), je geringer – ganz unabhängig ihres Marktwertes – ihr Stellenwert im alltäglichen, gesellschaftlichen Leben ist bzw. ihr tatsächlicher Beitrag zu dem, was empirisch Kultur sein könnte.

Hochkultur ist auch nur eine Subkultur

Allmählich mag sich aber herumsprechen, daß unter den rund 150 verschiedenen Definitionen des Kulturbegriffes sich beinahe zwangsläufig ein Kulturverständnis herauskristallisiert (das klingt nach Glanz, könnte aber ironisch gemeint sein), dem Hochkultur nur eine Subkultur neben anderen Subkulturen ist. Hochkultur läßt sich dem Vernehmen nach nur als Subkultur realisieren – was ihren geförderten Vorrang mindestens (politisch) legitimationsbedürftig machte, soll sie nicht gleich als Herrschaftsinstrument, Herrschaftsanspruch, Herrschaftsausweis eines bestimmten sozialen Milieus verteufelt werden. Tatsächlich tragen Kulturpolitiker, Kulturfunktionäre dem sogar „ein Stück weit“ Rechnung. Man vermeidet weiterhin, auch nur vage auszuführen, was man unter Kultur versteht, aber anhand veränderter kulturpolitischer Leitsätze läßt sich mitunter das leise Eingeständnis früheren Irrsins und Wirrens ablesen. Denn wenn es heute in Sachen Kultur nicht bündig um die Vermittlung bzw. den Erwerb eines gesegneten Wissensbestandes aus Kunst, Literatur, Wissenschaft, Religion, vielleicht noch Recht und Wirtschaft, also die Pflege des Schönen, Wahren und Guten, gehen kann, dann war das auch in den 1970er Jahren schon obsolet. (Daß das Volk der Dichter und Denker kulturell und sogar nur menschlich schon vorher katastrophal versagt hatte, wird als weidlich bekannt vorausgesetzt.) Viele bis heute für die Kulturwissenschaft bedeutsame Werke von Georg Simmel über Walter Benjamin, Horkheimer, Adorno, Marcuse oder die Studien der Forscher um Stuart Hall von der Birmingham School of Contemporary Cultural Studies, die u.a. die für Kultur konstitutive Bedeutung von Massenmedien erforschten, waren geschrieben bzw. veröffentlicht. Die damals wie heute um ihren

Einfluß fürchtenden bestellten Kulturverweser hangelten sich dennoch zumeist betont betulich von der Kulturpflege über die Soziokultur zur Feststellung der volkswirtschaftlichen Bedeutung von Kultur, was spätestens über die Kulturevents in den 1990ern jedem wie Schuppen von den Augen fallen sollte. 1982 erklärte die UNESCO Kultur „als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte ..., die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen“. Wobei nicht nur Kunst und Literatur, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen dezidiert eingeschlossen sein sollen. Das „herstellende Handeln“ unter Einbindung von künstlerischer, wissenschaftlicher Produktion in den gesellschaftlichen, politischen und sozialen Prozeß wird inzwischen als Ausgangsbasis der Kulturgesellschaft angesehen. Und auf dieser Grundlage reifte wohl auch die Erkenntnis, daß die „Kreativen in der Werbung, in den Medien und Verlagen, in den Unternehmen und im Design, in der Musikwirtschaft und im Internet“, wie Oliver Scheytt, Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft und Mitglied in Peer Steinbrücks einstigem Kompetenzteam, nicht ohne Bedauern schon 2006 feststellte, unsere „globalisierte und medial geprägte Kultur mehr bestimmen als Museumsdirektoren, Theaterintendanten (ob Professor oder nicht), Leiter von soziokulturellen Zentren oder gar Kulturpolitiker und –dezernenten“.

Konzeptbasierte Kulturpolitik

Häufiger als in den Vortagen wird nun die nämliche, vielleicht etwas selbstsüchtig gewordene Sau (vielleicht sind auch ihre Treiber die Selbstsüchtigen) mit immer neuen Namen durchs Dorf getrieben – geschlachtet wird sie natürlich nicht, höchstens gelegentlich zur Ader gelassen. Die Vor- und Nachteile von Projektförderung beispielsweise im Theaterbetrieb werden angedacht; die ohnehin reichlich hohle kulturpolitische Zielsetzung „Bildungsbürger“ wird im „Kulturbürger“ präzisiert. Kulturpolitik ist Gesellschaftspolitik: An der Maxime „Kultur für alle“ wird festgehalten, die Strategien ändern sich. Geringfügig! Eher entlarvend denn auffrischend wird heute von „konzeptbasierter Kulturpolitik“ (War sie vorher konzeptlos?) gesprochen ... oder von einer „aktivierenden Kulturpolitik“. Eine solche zielt auf „Wechselwirkungen in der Kulturgesellschaft und auf Allianzen im Kulturstaat“, da die



Peter Kern kennt natürlich wieder „kein Schwein“, um so lächerlicher wirkt dann so ein Auftritt. (Links: Hof's OB Harald Fichtner, der als CSU-Mann auch noch dem Aufruf zum Widerstand applaudieren muß.)

Wirkungen von Kulturpolitik pur offensichtlich gern überschätzt wurden. Vor allem der eben erst erfundene Kulturbürger soll aktiviert werden. Schließlich werden durch Kultur gerade junge Menschen „in ihrer Persönlichkeitsentwicklung unterstützt, ihr Selbstbewußtsein wird gestärkt ... sie werden dazu ermutigt, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen“, weiß das Bundesministerium für Bildung und Forschung – also das vor der GroKo im Frühjahr 2013. Und um dies mit Oliver Scheytt aufzuhübschen: „Beim Individuum liegen die kreativen Potentiale für unsere Kulturgesellschaft.“ Schrankenlose Beliebigkeit – noch gibt es den einen oder anderen, den vor Bushido, Monika Dennerlein oder selbst-auch-malenden Premiumgattinnen graut – ist natürlich nicht gemeint: Es soll für die Kulturpolitik klare „normative Setzungen“ und eine „Auseinandersetzung mit Werthaltungen“

geben, eine Programmatik, die im Diskurs mit den vielfältigen Akteuren der kulturellen Öffentlichkeit normativ begründet wird“. Ganz wohl kann einem bei solchen Aussagen nicht sein. Möglicherweise sind sie aber ganz harmlos. Denn hinter den prägnant zum Ausdruck gebrachten, wesentlichen kulturpolitischen Gestaltungsfeldern – den Künsten, dem kulturellen Erbe (Geschichtskultur, Denkmalpflege), der kulturellen Bildung – wird auf jeden Fall, vielleicht etwas verhaltener, aber ungebrochen, wenn nicht gar gedankenlos weiterhin dem Schönen, Wahren und Guten gehuldigt – gern im festlichen Rahmen und aufs Nötigste alimentiert. So verdunstet ein ordentlicher Teil der 9,6 Milliarden, die gegenwärtig pro Jahr von Bund, Ländern und Gemeinden für Kultur flüssig gemacht werden, für die Parfümierung von Kulturgut, das, um mit



Würzburgs OB-Kandidaten sind alle voll für Kultur.

Herbert Marcuse zu sprechen, moralische und ästhetische Ideale als universale Werte für richtiges und glückliches Leben ausgibt, dies aber so abstrakt (bzw. gleich nur vertont), daß sie nicht mehr zur praktischen Verwirklichung von Gerechtigkeit und Glück taugen, sondern lediglich ihr Fehlen im täglichen Leben kompensieren; sollte das überhaupt noch auffallen bzw. es sich nicht gar um eigens fabrizierten Unsinn handeln, der die Menschen im Zustand der Verblendung hält, wie es Max Horkheimer und Theodor W. Adorno gesehen haben.

Kulturpolitik und Kulturmanagement

Zweifellos wird auch der Bestand von Einrichtungen wie beispielsweise Bibliotheken und Museen gesichert, deren Beitrag zu dem, was Kultur nach heutigem Verständnis wohl ist, vermutlich aber oft so gering ist, daß man der Ehrlichkeit halber eher von Wirtschaftspolitik (Tourismus) oder Beschäftigungs-, wenn nicht Sozialpolitik sprechen sollte. Und schließlich wird ein erklecklicher Betrag von seit einiger Zeit gezüchteten Kulturmanagern bzw. engagierten Kulturagenturen im operativen Vollzug verjubelt. Das ist boshaft ausgedrückt, beschreibt aber die Willkür, die Kontingenz, die sich breitmacht, wo Kulturpolitik genau das nicht leistet, was sie laut eigenem Anspruch leisten wollte. Sie hätte, wie schon oben betont, ihre inhaltliche Ausrichtung, die normativen Ziele, vorzugeben. Das „Kulturmanagement hat lediglich Auskünfte darüber zu geben, wie die Ziele der Kulturpolitik bestmöglich umgesetzt werden, d.h. wie kulturbetriebliche Prozesse optimiert werden können“, so Armin Klein, einer der Autoren von „Der Kulturinfarkt“ und Professor für Kulturmanagement an der PH Ludwigsburg. Seine Fachkollegin von der Universität Hildesheim, Birgit Mandel, bemängelt, daß die Kulturpolitik eben keine verbindlichen Zielvorgaben macht und führt dazu aus: „In diesem Machtvakuum wird Kulturmanagement häufig zu einem Akteur, der das Reiseziel maßgeblich beeinflusst, oft jedoch, ohne daß dieses bewußt reflektiert und transparent kommuniziert wird. Kulturmanager sind keine Kulturpolitiker, haben aber häufig »hinter den Kulissen« mehr Einfluß auf die Gestaltung des Kulturlebens als die Kulturpolitiker in der Legislative und der Exekutive. Kulturmanager in öffentlichen, gemeinnützigen und privaten Kulturbetrieben haben de facto einen erheblichen Einfluß darauf, welche Art von Kunst und Kultur sich auf dem Markt und auch in der Konkurrenz um öffentliche Fördermittel durchsetzt,

wenn sie Handlungsspielräume bei der Gestaltung des Kulturangebots anhand eigener Interessen und Ziele ausfüllen; also zum Beispiel festlegen, wie sich eine Einrichtung nach außen positioniert, welche Programme in einer Kultureinrichtung realisiert werden, welche Zielgruppen angesprochen werden.“ (Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 143 IV/2013 S. 30f)

Dekulturation und Hyperkultur

Mit anderen Worten: Die hyperventilierenden Philister schaden womöglich ebenso wie die besserwisserischen Präzeptoren. Allerdings, wo andere maßgebliche Akteure im kulturellen Leben, der Kulturkonstitution, sorglos, wenn nicht offensichtlich verantwortungslos agieren, wenn beispielsweise Medien ihren gesellschaftspolitischen Auftrag ausschließlich wirtschaftlichen Erwägungen unterordnen, läuft speziell eine staatliche „Kulturförderung“, die Kulturpolitik eines demokratischen Gemeinwesens, die doch um Akkulturation und Enkulturation oder sei es nur Kultivierung bemüht sein will, die nicht auf ihren Gegenstand reflektiert, Gefahr, sich ebenfalls kontraproduktiv oder sogar dekulturnierend auszuwirken.

Den im permanenten gesellschaftlichen Wandel sich u.U. vollziehenden Abbau bzw. die Zerstörung von Kultur hat der Soziologe Hans-Peter Thurn bereits in den 1990er Jahren all den anderen Theorien entgegengehalten, die sich zumindest darin einig sind, Kultur als Prozeß zu verstehen, „als kaum je stagnierende Bewegung von Individuen, Gruppen, Institutionen und Sozialwelten, die sämtlich Kultur leben, indem sie sie materiell und ideell hervorbringen, sich aneignen und verteilen, ihren Wünschen und Bedürfnissen entsprechend modifizieren und weiterentwickeln oder auch abwehren“. Thurn vermutet, daß - sinngemäß - fast jeder Kulturwandel, wie groß oder klein er dimensioniert sein mag und ob er von einzelnen oder von Kollektiven absolviert werde, in der einen oder anderen Weise, sei es kurz oder längerfristig, zumindest partiell auch eine Palette von Vollzugsformen kennt, die von der Leugnung und Abwehr über Ausblendung, Löschung, Tilgung bis hin zum Versuch einer endgültigen Vernichtung kultureller Bestandteile reicht. Das ist nicht kulturpessimistisch gemeint, sondern verweist lediglich darauf, daß ein aufgeklärtes Verständnis von Kultur, also was Kultur ist, nicht reicht. Zumal man kaum einem modernen Kulturbegriff eine gewisse Plausibilität

absprechen kann. Wer wollte widersprechen, wenn die Kultursemiotik feststellt, daß Kultur eine Kommunikation ermöglicht, die zu Ende wäre, wenn sich keine Interpretationsmöglichkeiten mehr stellen würden. Es wirft unsere Welt ferner nicht aus den Angeln, wenn Kultur als determinierendes und durch Tradition vererbbares Symbolsystem bezeichnet wird, das Handlungsorientierungen bietet (Talcott Parson); vielleicht doch ein wenig, insofern in der Auseinandersetzung mit Parson die normative Funktion von Kultur relativiert wurde (und die Bedeutung der Tradition ebenfalls fragwürdig geworden ist). Für Niklas Luhmann ist Kultur „kein normativer Sinngehalt, wohl aber eine Sinnfestlegung (Reduktion), die es ermöglicht, in themenbezogener Kommunikation passende oder nichtpassende Beiträge zu unterscheiden“. Er versteht „Kultur als Gedächtnis, das die Überlegung verhindert, was man anstelle des Gewohnten anders machen könnte“. Offensichtlich wird hier noch von halbwegs geordneten Verhältnissen ausgegangen. Anders der südkoreanische Philosoph Byung-Chul Han: „Die Kultur verliert zunehmend jene Struktur, die der eines konventionellen Textes oder Buches gleicht. Keine Geschichte, keine Theologie, keine Teleologie läßt sie als eine sinnvolle, homogene Einheit erscheinen. Die Grenzen oder Umzäunungen, denen der Schein einer kulturellen Authentizität oder Ursprünglichkeit aufgeprägt ist, lösen sich auf. Die Kultur platzt gleichsam aus allen Nähten, ja aus allen Begrenzungen oder Fugen. Sie wird entgrenzt, ent-schränkt, ent-näht zu einer Hyperkultur. Nicht Grenzen, sondern Links und Vernetzungen organisieren den Hyperraum der Kultur.“

Beobachte Beobachter

Entscheidend für unser heutiges Verständnis ist allerdings durchgehend die Feststellung, die selbstreferentiellen Verwicklungen der Wissenschaft ebenso wie des Zeitgeistes beruhen darauf, daß es schwerfällt, einen Begriff der Kultur zu bestimmen, wenn bei der Bestimmung dieses Begriffs deutlich wird, daß das eigene Unternehmen vorweg von ihm mitbestimmt wird. Wie Ruth Benedict, die Begründerin der kulturvergleichenden Anthropologie, betont, verspricht Abhilfe allein die Reflexion auf den Begriff der Kultur selbst. Und das rückt auch den Prozeß der Entstehung von Kultur in den Vordergrund, bei der die eigene Position (Beobachter) stets mitbedacht werden muß. Mit der Kulturtheorie des Soziologen Dirk Baecker führt dies in ein formalistisches Gedankengebäude, in das

man zwar rein, aber nicht mehr rauskommt, und bei Ralf Konersmann, dem anderen gegenwärtigen Kulturspezialisten in Deutschland, zu einer Kulturkritik, deren Qualität darin bestehen soll, daß sie im beliebigen Vollzug nichts gelten läßt. Ob sie wissenschaftlich haltbarer ist, soll hier - das wäre schlicht anmaßend - gar nicht behauptet werden, spannender und vermutlich auch ergiebiger für eine Diskussion über den Kulturbegriff ist die Theorie des indischen Philosophen Homi K. Bhabha zur „Kulturellen Differenz und dem Dritten Raum“. Mit und zugleich gegen den französischen Dekonstruktivist Jacques Derrida wendet sich Bhabha gegen den „Begriff einer kultureller Diversität, in dem die einzelnen Kulturen immer als vorab gegebene, als reine, als ursprüngliche Kulturen vorausgesetzt werden“ (Roland Borgards). Beispielsweise hatte der angloamerikanische Anthropologe und Philosoph Gregory Bateson Kultur als durch eine Grenze bestimmt gedacht, die im Kulturkontakt zwischen Gruppen, deren Verhalten unterschiedlichen kulturellen Normen unterliegt, gegeben ist. Kultur entsteht bei ihm durch die Schismogenese (wachsende Differenzierung und Kontrastierung zwischen Gruppen durch gegenseitiges Anders-sein-Wollen und Sichabheben), die Veränderung des Verhaltens der am Kulturkontakt beteiligten Gruppen. Bhabha stellt dem den Begriff der kulturellen Differenz entgegen, womit ein andauerndes Aushandeln von Kultur gemeint ist, gemäß dem Differenzprinzip, dem Dritten Raum, aus dem der unabschließbare Aushandelprozeß stattfinden muß. Kulturen sind nie etwas Gegebenes, sondern immer ein Entstehendes, und sie sind nie geschlossene Einheiten, sondern immer freilich „gemachte“ Hybridformationen, was - wie für Nietzsche oder Walter Benjamin - politisch eingreifendes Handeln ermöglicht. Ob dies wirklich funktioniert, mag bezweifelt werden, denn jede „Perfektionsidee menschlichen Lebens wird hinfällig, wenn sich dieses Leben zu Lebensstilen ... formiert, die man wechselt wie es die Zeiten erfordern“. „Kultur als Konstitutionserfahrung“ (Derrida) bedeutet inzwischen nämlich auch, daß praktisch jeder aktiv und jedenfalls maßgeblicher als jemals zuvor an der Bildung, der Entstehung von Kultur teilhat. Internet, soziale Medien, Kommunikation über alle „Kulturgrenzen“ hinweg, marginalisieren im Prozeß der Kulturation Traditionen ebenso wie den klassischen Bildungskanon; bestimmend sind längst zumeist kurzlebige Trends, die ohne ersichtlichem Zusammenhang auftauchen und

wieder verschwinden. „Gangnam-style“ gefolgt von Julia Engelmann oder „Shades of Grey“. Und es handelt sich bei all dem, was Kultur bestimmen kann, vornehmlich um winzige Meme, Emojis, Bits oder was immer, um Fastfood, portioniert vor allem von einer Internet- und Unterhaltungsindustrie, die die vorhandene Zeit jedes einzelnen bis ins letzte ausschöpft. Andererseits ist es keine neue Erfahrung, daß man die Wirksamkeit politischer Aktion nur erhoffen kann. Walter Benjamins „Politisierung der Ästhetik“ ist das, was Künstlern, Kulturschaffenden als Möglichkeit bleibt, wenn sie am Prozeß der Kulturation verantwortlich teilhaben wollen und ganz nebenbei ihrer zunehmenden, eigenen Bedeutungslosigkeit begegnen wollen.

Was könnte Kulturpolitik sein?

Die Politisierung der Ästhetik ist auch das, was eine verantwortungsbewußte Kulturpolitik (auch und gerade ganz konkret auf kommunaler Ebene) zum Kriterium ihrer Förderpolitik machen sollte. Etwa in der Form, daß eine Förderung von einer Legitimierung, einer politisch und/oder moralischen Legitimierung des zu fördernden Schaffens abhängig gemacht wird. Natürlich nicht in der Weise, daß irgendein Kulturdiktator den Daumen hebt oder senkt, sondern beispielsweise dergestalt, daß eine Kleinkunstbühne erklärt, warum sie für die Inszenierung eines Stücks Förderung beantragt, und die fördernde Behörde erklärt, warum sie dem Wunsch stattgibt oder nicht, und zwar öffentlich, von jedem einsehbar. Dies ist allein schon erforderlich, weil dem Bürger offensiv erklärt werden muß, warum für bestimmte Kulturleistungen beträchtliche Summen ausgegeben werden, obwohl sich nur ein knappes Prozent (in manchen konkreten Fällen noch weit weniger) der Gesamtbevölkerung dafür interessiert. Ferner: Förderung, weil auch schon im vergangenen Jahr gefördert wurde, mag die prekäre Lebenssituation von Betroffenen versüßen, hat aber nichts mit Kultur zu tun (abgesehen von Miete und Betriebskosten). Man könnte die Kooperation mit anderen Bühnen, Künstlern, Musikern zur wünschenswerten Voraussetzung von Förderung machen, und zwar nicht um Geld zu sparen. Kommerzielle Events könnten nach einer Anschubfinanzierung von jeder weiteren Förderung ausgeschlossen werden. Grundsätzlich sollten andere Formen von Kulturförderung gesucht werden, die dazu helfen, den Wert künstlerischer, kultureller Arbeit zu erhöhen. Kulturelle Leistungen



Beim Filmwochenende wurde der Widerstand symbolisch verspeist. Eine Art kulturelles Abendmahl.

dem Bürger regelrecht hinterherzuwerfen, ist gewiß keine vernünftige Option. Es ist nicht akzeptabel, daß für eine Theaterkarte nur ein Bruchteil dessen zu bezahlen ist, was anschließend beim „Italiener“ für Saltimbocca alla Romana und Barolo ausgegeben wird. Wenn es stimmt, was Spiegel Online Kolumnistin Sibylle Berg schreibt, daß der Mensch Kunst braucht, damit er nicht aus dem Fenster springt, dann ist es Aufgabe von Kulturpolitik dies allen klarzumachen. Es ist aber auch nicht akzeptabel, daß für die Sanierung eines Theaters Millionen ausgegeben werden sollen, weil eine Stadt mit über 100 000 Einwohnern einfach ein modernes Theater haben sollte. Ein Theater sollte solche Investitionen schon vorher mit außergewöhnlichen Inszenierungen rechtfertigen. Entsprechendes gilt übrigens für alle kulturellen Einrichtungen. Und es ist nicht akzeptabel, daß der Nutzung eines von vielen als wertvoll und brauchbar angesehenen Gebäudes als Kulturzentrum als praktisch einziges Argument die Kosten seiner Sanierung entgegengehalten wird. ¶

Strahlemänner

Edwin Kaiser (links) und Andi Schmitt, die zwei Preisträger des Kunstpreiswettbewerbes 2012 der Stadt Marktheidenfeld zeigen gemeinsam ihre „Malerei“ in einer Ausstellung im Franck-Haus. Noch bis zum 21. April.





Maneis Arbab, Gabi Weinkauff und Rashid Jalaei („Ilia“) an Gabi Weinkauffs Installation „Gemeinschaftsunterkunft“ (von links).

Der Käfig ist leer

Große Freiheit Nr. 100 - Themen Asyl und GU in der BBK-Galerie

Text und Foto/Repro von Frank Kupke

Nein, es gibt ihn nicht mehr vor Ort, den Stacheldraht als Umzäunung der Gemeinschaftsunterkunft. Und nein, die beiden iranischen Künstler Maneis Arbab und Rashid Jalaei (Künstlername „Ilia“), die zusammen mit der Günterslebener Künstlerin Gabi Weinkauff das Thema Asyl erarbeitet haben, leben nicht mehr in der Gemeinschaftsunterkunft. Und – nochmals nein, die drei wollen keine dezidiert politische Kunst

machen. Aber – obwohl allgemein menschlich gehalten – entbehrt die neue Ausstellung in der Galerie des Berufsverbands Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK) Unterfranken nicht einer klaren politischen Aussage: nämlich, daß die praktische Umsetzung der Asylpolitik für die betroffenen Menschen, also die Asylbewerber, viel Leid und wenig Freiheit mit sich bringt. Und die beiden iranischen Künstler haben lange

genug – nämlich jahrelang – in der GU gelebt, um sich authentisch damit beschäftigen zu können.

Der eine von ihnen – Maneis Arbab – hat den Selbstmord seines Zimmernachbarn in der GU in ein intensives Video mit einfließen lassen, das den Titel „Utopia“ trägt und das er (in Zusammenarbeit mit Gabi Weinkauff) gemacht hat. Aber den Stacheldraht gibt es immer noch. Zum einen hat ihn Gabi Weinkauff, als er denn endlich auf Bitten der GU-Bewohner ab 2009 abmontiert wurde, erworben und aus einem Teil des Drahtes ein Kunstwerk gemacht, das den schlichten Titel „Gemeinschaftsunterkunft“ trägt und in der Ausstellung zu sehen ist. Zum anderen gibt es da noch einen ganz anderen Stacheldraht – nämlich einen unsichtbaren gedanklichen und emotionalen –, der in den Köpfen vieler Deutscher und wohl auch vieler Würzburger ist, wenn es ums Thema Asyl geht. Das sind jene ausländerfeindlichen Bürger, die alle Asylbewerber erst mal als Sozial-Schmarotzer betrachten. Und wenn es nach den haßtriefenden Online-Nutzer-Kommentaren geht, die auf dem Internet-Auftritt der hiesigen Lokalzeitung auftreten, sobald es um Asylbewerber geht, dann sind es nicht wenige Leute, die ohnehin Ressentiments gegen fremde Menschen hegen und deren Haß insbesondere dann umso größer ist, je schwächer die Fremden sind. Wobei natürlich Online-Kommentare keine quantitative Repräsentanz beanspruchen können, aber die Art, wie da – natürlich anonym – wutschnaubend die ausländerfeindliche Stimme erhoben wird, kann einem schon Angst machen.

„Große Freiheit Nr. 100“ heißt diese neue Ausstellung in der BBK-Galerie. Der Titel spielt auf den berühmten Film „Große Freiheit Nr. 7“ aus der Endphase von Nazideutschland und zugleich auf die Hausnummer 100 der Veitshöchheimer Straße an, wo die Würzburger Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber ist. Wer dieser Tage die BBK-Galerie betritt, wird von einer Atmosphäre aus Beklommenheit, Gefangenschaft und Freiheitsbedürfnis umfungen. Maneis Arbab schuf mit „Utopia“ einen Zehn-Minuten-Film, der genauso realistisch wie mystisch, genauso naturalistisch wie surreal ist. Dieser aufwendig gestaltete Film handelt von der Flucht eines namenlosen Flüchtlings (dargestellt vom beeindruckenden Aresh Mirsheka), der sich nach der schemenhaft erkennbaren Freiheit (dargestellt von der großartigen Alexandra Schwartz) sehnt. Rashid Jalaei („Ilia“) zeigt 30 große Porträtfotos von GU-Bewohnern. Es ist eine Auswahl aus 500 Aufnahmen. Der Fotograf und Architekt bat die Porträtierten, einen Gegenstand mit auf das Foto



Rashid Jalaei („Ilia“): Porträtfoto eines Gemeinschaftsunterkunftsbewohners.

zu nehmen, den sie besonders mit ihrer Heimat verbinden. Es entstanden ernste, humorvolle – vor allem aber: ungemein intensive Aufnahmen von Gesichtern, auf denen sich Schicksale widerspiegeln. Nachdem der Stacheldraht der GU-Umzäunung auf Bitten der Bewohner entfernt worden war und Gabi Weinkauff die 800 Meter Stacheldraht von der Regierung von Unterfranken gekauft hatte (sie lernte hierbei nach und nach einige GU-Bewohner kennen, und es entstanden Freundschaften), wollte sie zunächst etwas wie ein Nest aus dem Draht gestalten. Diesen Gedanken verwarf sie dann aber. Stattdessen schuf sie aus einem Teil des Drahtes eben die jetzige Installation „Gemeinschaftsunterkunft“. Das ist – salopp gesprochen – ein im Inneren leerer Drahtverhau. Zunächst habe man überlegt, diese überlebensgroße Installation für Performances zu nutzen, sagt Weinkauff. Auch dieser Gedanke wurde verworfen. Und so befindet sich hier nun eine Art Käfig, der vielleicht unter anderem dafür stehen kann, daß viele Asylbewerber, die ihre Heimat verlassen mußten, ihr Dasein in der GU wenn nicht gar als Gefangenschaft, so doch zumindest nicht als die ersehnte Freiheit erleben, auch wenn ihnen hier nicht jene Verfolgung droht, wegen der sie aus ihrer Heimat flohen.

Immerhin: Der Käfig ist leer. Das macht Hoffnung. Ein spannendes Doku-Video von Weinkauff mit Interviews mit GU-Bewohnern führt die Thematik weiter aus. In der Werkstattgalerie im Untergeschoß der BBK-Galerie zeigt Maneis Arbab zudem in seiner Ausstellung „Orient und Okzident“ einige seiner neusten Skulpturen und Gemälde. ¶

Öffnungszeiten: Mi-Sa 14-18, So 11-18 Uhr. Bis 30. März.

Geheimnisse und Wahrheiten

„Table for one“ im Chaminzky

Von Renate Freyisen

Nichts ist, wie es scheint – so das Motto der auf unaufdringliche Art äußerst unterhaltsamen Komödie „Table for one“ des Londoner Autors Simon Mendes da Costa. Martina Esser hat das Stück mit viel Gespür für überzeugende Charakterzeichnung im Theater Chaminzky inszeniert und mit der Würzburger Erstaufführung einen Treffer gelandet. Interessant dabei ist, daß vor der Pause dasselbe Geschehen aus verschiedener Perspektive gezeigt wird; alles spielt in einem Restaurant, zuerst vor dem WC, wobei der Blick in den Gasträum verwehrt ist, dann aber im Gasträum, wobei man das WC nicht sieht. Klingt kompliziert, hat aber für den Zuschauer seinen Reiz. Die Situation ist folgende: Junggeselle David will in einem Restaurant an einem Samstagabend ganz in Ruhe essen, also allein an einem Tisch sitzen. Die Kellnerin, ein wahrer Drache und Ausbund an Unfreundlichkeit und Unhöflichkeit, weist David barsch den Katzentisch zwischen Tür zum Klo und den Schwingtüren in die Küche zu, obwohl das Restaurant nahezu leer ist, bis auf ein Familientreffen, das hinter dem Paravent zur Gaststube stattfindet. Von der Kommunikation her ist aber der Platz recht ergiebig, denn so kommt David unfreiwillig mit den restlichen Gästen und



Foto: Steffi Michel

Prösterchen!

dem Personal ins Gespräch, der hübschen Emma, als sie tränenüberströmt das bewußte Örtchen verläßt, ihrer frustrierten Mutter Norma, dem hemdsärmelig gemütlichen Vater Frank. Alle bedauern David in seiner Abgeschiedenheit und versorgen ihn mit Tips, ebenso wie Hilfsköchin Margaret, die das Klo reparieren muß und über die Tücken der Restaurantküche aufklärt. Nur – zur Bestellung von Essen kommt David nicht. Immerhin lädt ihn deshalb die Familie zu sich an den Tisch. Im zweiten Teil erblickt der Zuschauer das gleichzeitige Geschehen, den Schauplatz der kleinen Familienfeier und wird Zeuge des keineswegs harmonischen Verlaufs, als Vorurteile und unerfüllte Wunschvorstellungen aufeinanderprallen. Nur den Vater läßt das alles kalt; für ihn ist die Welt in Ordnung, wenn nur das Bier rechtzeitig auf dem Tisch steht und das Klo nicht besetzt ist. Leider ist das selten der Fall, und so ist der Kontakt mit dem Mann an der Klotür unumgänglich, bis dieser schließlich eingeladen wird, am Tisch der Familie Platz zu nehmen. Nach der Pause aber, nach drei Monaten, hat sich die Situation gründlich geändert: Das Restaurant ist renoviert und modernisiert, und die Kellnerin sprüht nur so vor zuvorkommender Freundlichkeit und aufreizend weiblichem Chic. Man ist zusammengekommen, um den Geburtstag von Norma zu feiern. Die Freude aber wird noch gesteigert durch die Mitteilung, daß David und Emma sich lieben, heiraten wollen und daß sich schon Nachwuchs ankündigt. Doch volle Kraft zurück: Als man so richtig genüßlich das Glück feiert und in die Familiengeschichte eintaucht, eröffnen sich lange verschwiegene Geheimnisse und entstehen Verwicklungen ungeahnten Ausmaßes, so daß aus dem ungetrübten Feiern wieder nichts wird. Die Frage ist nämlich, ob lange gehütete Geheimnisse und kompromittierende Wahrheiten verraten oder vertuscht werden sollten. Aber eigentlich wird es bei den witzigen Dialogen nie zu ernst, und die Hoffnung auf eine Versöhnung bleibt am Ende, als sich Norma und Frank küssen ... Auch Kellnerin und Hilfsköchin haben schließlich nach



Foto: Lothar Schmidt

Die unergründlichen Geheimnisse der Speisekarte

kleinerer Verstimmung wieder zusammengefunden. Die lebendige, in Tempo wie amüsante Dialogführung abwechslungsreiche Inszenierung kommt ohne „Kracher“ aus, behält aber die Spannung dank der bestens geglückten Besetzung bis zum Ende. Daniela Wenzel ist anfangs das absolute Gegenbild einer aufmerksamen Kellnerin, herrlich stoffelig und abweisend, später bringt sie sich beinahe um in übertriebener Höflichkeit und Weltläufigkeit, zeigt aber in ihrer Beziehung zu Margaret, der etwas burschikosen Hilfsköchin, Freya Zeh, durchaus menschlich verständliche Züge. Im Umfeld wechselnder Gefühle bewegen sich auch die übrigen, so die nette, freundliche Emma; Bianca Meyer verkörpert sie glaubhaft als hilflos den Wünschen ihrer Eltern ausgeliefert und rettungslos verliebt in den schüchternen, etwas linkischen, sehr sensiblen David. Volker Baumann überzeugt restlos in der Rolle des zurückhaltenden Junggesellen und

glücklich in seine Emma Versprochenen, was später zu tiefster Depression führen kann. Auch Emmas Eltern haben diesen Sympathieträger gleich ins Herz geschlossen. Wäre da nicht für Mutter Norma ein geheimes Hindernis. Monika Schiefer gibt sie wunderbar gespalten in der Krise zwischen nicht mehr beachteter Attraktivität und treu sorgender Ehefrau und Mutter sowie – scheinbar – schönen Erinnerungen. Nur einer bekommt alle Verwirrungen der Gefühle überhaupt nicht mit: Vater Frank, von Jürgen Schuhmann als durch und durch „ehrliche Haut“ gegeben, mit einfachen Bedürfnissen und Urteilen etwa über Unterschiede zwischen Frauen und Männern, was immer wieder zum Lachen reizt. Für Frank bleibt die Welt, so wie sie sich ihm zeigt, absolut in Ordnung, und deshalb geht die Komödie auch gut aus, wie das bei Komödien so sein soll. Das Publikum zeigte sich begeistert und feierte die Akteure mit langem Beifall. ¶

Mit vollem Körpereinsatz

Das Nürnberger Ballett unter dem Spanier Goyo Montero

Von Renate Freyisen Fotos: Jesús Vallinas



Ballettfreunde müssen nicht weit fahren, um preisgekröntes Tanztheater zu sehen: Das Nürnberger Ballett hat sich unter seinem spanischen Direktor Goyo Montero einen ausgezeichneten Ruf auch international erworben. Zwei seiner großen Handlungsballette, derzeit auf dem Spielplan, sind außerordentlich erfolgreich, „Romeo und Julia“ und „Cinderella“, beide zur Musik Sergej Prokofjews; das Publikum reißt sich um die Karten.

aus „Cinderella“, Sayaka Kado, Ensemble

Warum? Der Grund liegt wohl einerseits in der körperlichen Präsenz seiner 22köpfigen Compagnie, andererseits aber auch im Interpretationsstil. Goyo Montero hat die bekannte Geschichten des tragischen Liebespaars von Verona und des von Stiefschwestern und Stiefmutter unterdrückten Aschenputtel vereinfacht, befreit von historischen oder märchenhaften Nebensträngen, auf eine überzeitliche Ebene gehoben und trotz aller Reduktion aufs Wesentliche zu einem spannungsgeladenen und emotional packenden modernen Tanztheater gemacht. Auch ohne Worte werden Konflikte und Charaktere verständlich, denn Montero betont durch Ausdruck und Bewegung, die oft kraftvoll athletische und akrobatische Elemente enthält, die inneren Beweggründe der Personen. Während beim Liebesdrama die schicksalshafte Vorbestimmtheit im Vordergrund steht, ist es beim Aschenputtel die Ausgrenzung aus der Gesellschaft; während Romeo und Julia „untergehen“, ihre Liebe aber siegt, kann Cinderella über die „Bösen“ triumphieren. Bei beiden Geschichten steht der Kampf um Selbstbestimmtheit im Mittelpunkt; ersteres Ballett zeigt das Scheitern an Widerständen, letzteres geht gut aus. „Romeo und Julia“ beschreibt die Aussichtslosigkeit, in einer von Haß und gesellschaftlichen Schranken bestimmten Welt sein Glück zu finden, in „Cinderella“ kann ein einzelner starker Mensch die Isolation überwinden. Den geeigneten optischen Rahmen für ein solches aufs Wesentliche konzentriertes Tanztheater bieten die starken Bühnenbilder von Verena Hemmerlein. Die Würzburgerin, Trägerin des Kulturförderpreises der Stadt 2007, ist mittlerweile eine gefragte Ausstatterin für Schauspiel, Oper und Ballett im In- und Ausland, u. a. in Sao Paulo; kein Wunder, denn sie legt großen Wert auf Schlichtheit, Fokussierung auf das Thema und architektonische wie graphische Klarheit.

Auch bei der Wiederaufnahme der Produktion „Romeo und Julia“ von 2009 Ende Februar 2014 gab es einhelligen Jubel. Montero hat sich für dieses Handlungsballett als zentrale Figur, die alles bestimmt und lenkt, eine Verkörperung des Schicksals, die „Queen Mab“, einfallen lassen. Ständig auf der Bühne präsent, ist sie Dreh- und Angelpunkt der düsteren Handlung, eine Art schwarze Hexe. Bei Shakespeare spricht Mercutio von ihr als von einem unsichtbaren nächtlichen Geist, der ins Hirn Verliebter einfahre, sie bedrückt, ihr Liebesglück verhindert, das fürchterliche Ende beschleunigt. Die Mab mischt sich unter die Personen, beobachtet sie, verleitet sie zu Handlungen, die ihnen kaum bewußt sind,

führt die beiden Liebenden zusammen, ist auch verantwortlich für ihren Tod, denn ihre beiden Familien sind hoffnungslos verfeindet. Noch durch ein zweites Element schafft Montero dramatische Verdichtung: Er hat einige Nebenfiguren gestrichen und in Absprache mit dem Dirigenten einige Nummern aus der Musik von Prokofjew (1935/36 entstanden) weggelassen, etwa den zu langen Zweikampf zwischen Romeo und Tybalt verkürzt. Durch das einfache, übersichtliche Bühnenbild und die Kostüme von Verena Hemmerlein werden die Konflikte stärker betont, ja verschärft, überzeitlich deutlich und auf das Innere der Personen konzentriert. Hier gibt es keine Renaissance-Reminiszenzen, höchstens Andeutungen in den puppenhaften Hintergrunds-Figurinen mit ihren an Rüstungen erinnernden Reifröcken beim Ball. Links und rechts markieren Gerüste die Häuser der Montague und Capulet; mit hellen Stoffbahnen davor verwandelt sich der Raum in einen Festsaal. Ansonsten weisen zwei große, dunkle Blöcke auf der leeren Bühne auf die Unversöhnlichkeit der beiden Lager hin; sie können sich auch verschieben oder teilen. So entsteht daraus mit einfachen Mitteln der berühmte Balkon, von dem aus Julia ihren Romeo empfängt, und am Schluß, in der Gruft, als die Totengeister schon präsent sind, verstellen diese Kuben den Weg ins Freie.

Die Kleidung der Ballett-Compagnie, der Bürger von Verona, ist schwarz, heutig, und so erzeugen die hellen Arme und Beine bei den eindrucksvollen, geschickt über den ganzen schwarzen Bühnenraum verteilten, wechselnden Formationen zwingende, graphische Muster. Die synchronen Bewegungen weisen auf die gleichgeschaltete Gesellschaft hin. Lediglich Romeo und seine Freunde sowie Julia und ihre Amme tragen andere Farben – letztere zum Zeichen der Unschuld weißlich helle, Romeo nicht ganz so dunkle Kleidung. Ansonsten dominieren Schwarz und Rot. Schwarz kommen alle schicksalsträchtigen Figuren daher, so auch die Mutter und Tybalt. Rot ist ein Hinweis auf Leiden und Gewalt, zu erkennen an Mercutios Hemd und – nach der Balkonszene – an Julias Kleid. Auch der Vorhang ist vor der eigentlichen Katastrophe rot angeleuchtet und signalisiert, als die schwarze Schicksals-Mab ihn berührt, Wellen von Blut, ein Blutbad. Bemerkenswert gelungen ist die zur Musik genau passende Lichtregie. Unter der Leitung von Guido Johannes Rumstadt gestaltete die Staatsphilharmonie Nürnberg bei der Premiere die verschiedenen Stimmungen sehr plastisch, und auch wenn es manchmal recht laut



aus „Romeo und Julia“

wurde, unterstrich das die dramatische Wucht der Handlung. So konnten sich die Tänzerinnen und Tänzer ausdrucksvoll entfalten. Montero verlangt ihnen einiges ab an gymnastischer Beweglichkeit. Die Ensembles überzeugten durch ihre Genauigkeit und überraschten immer wieder durch ungewöhnliche Figuren und Konstellationen. Bei den Pas de deux und trois fiel auf, wie scheinbar locker, natürlich und geschmeidig Drehungen und Hebungen gelangen.

Ein großes Plus dieser Ballettaufführung war die Schicksalslenkerin Mab. Mit ihren langen schwarzen Haaren, ihrer flexiblen Gestik, ihrer starken Ausdruckskraft zeigte Natsu Sasaki eine geheimnisvoll bedrohliche Figur zwischen Hexe, Geist und Todesbotin; selbst wenn sie singend Shakespeare-Text spricht, kann sie diese alles bestimmende Macht bestens verkörpern. Natürlich richtet sich das Augenmerk vor allem auf das Liebespaar. Romeo tritt als unbekümmerter junger Mann auf, zuerst begleitet von seinen Freunden Benvolio und Mercutio. Christian Teutscher ist in diesem Trio der etwas Unscheinbarere, während Saúl Vega als Mercutio mit Hut und rotem Shirt sein überschäumendes Temperament in seinen Sprüngen auslebt. Dagegen scheint Romeo, Carlos Lázaro, ein netter Junge, der sich gern mitreißen läßt von anderen und so in die Liebe zu Julia hineinstolpert. Wunderbar, wie er sich von ihr auf dem Ball faszinieren läßt oder wenn er, wie ferngesteuert, an dem schicken Tybalt, dem beeindruckenden Max Zachrisson, Rache nimmt als Vergeltung für Mercutios Tod. Am Ende ist er nur noch restlos verzweifelt über Julias scheinbaren Tod. Marina Miguélez zeigt in dieser Rolle schon von Anfang an, als sie noch irgendwie kindlich wirkt, daß sie eine eigenständige Persönlichkeit ist, voll innerer Kraft in ihren Bewegungen, daß sie überwältigt ist von der Liebe, sich ihr bewußt ganz hingibt, wenn sie etwa kopfüber am Balkon hängt. Sie ist die Aktive, sie nähert sich beim Ball Romeo und wehrt, auch wenn ihre herrische, elegante Mutter, Ana Baigorri, sie noch so sehr zur Heirat drängt, den etwas blassen Paris, Miguel Toro, entschieden ab. Am Ende weint sie hemmungslos über dem toten Romeo und vergiftet sich. Ungerührt von all den schrecklichen Ereignissen behält das Schicksal, die Mab, weiter das Heft in der Hand. Lange anhaltender Beifall!

Auch das zweite große Handlungsballett Monteros, „Cinderella“, wurde vom Publikum im Opernhaus frenetisch gefeiert. Denn auch hierfür hat der Nürnberger Ballettchef einen überzeugenden Ansatz gefunden: Hier wird ein Kind aus egoistischen,



aus „Cinderella“, Sayaka Kado

materialistischen Motiven in Isolation gehalten wie ein Tier; aus dieser freudlosen Existenz wird es befreit durch die Begegnung mit einem Menschen, der sich ebenso in Zwängen, durch seine hervorgehobene gesellschaftliche Position, befindet. Die Errettung des Mädchens aus seiner grausamen Lage wird unterstützt durch die Einflüsse der Natur, verkörpert durch Tauben. Eine ähnliche Kraft deuten Reliefs von Zweigen auf dem Bühnenhintergrund an.

Dieser symbolische Ansatz steckt schon in der Märchen-Vorlage der Gebrüder Grimm. Montero verstärkt ihn, läßt Überflüssiges wie den Schuh

weg; Parallelen zu heute immer wieder diskutierten Fällen ergeben sich von selbst. Nun wird das Ganze folgendermaßen erzählt: In einem Prolog sieht der Zuschauer eine glückliche Familie, Vater, Mutter, Kind. Nach dem Tod der Mutter beginnt die eigentliche Handlung: Die Stiefmutter führt zusammen mit ihren erwachsenen Töchtern ein böses Regiment, der Vater sitzt machtlos im Rollstuhl, das kleine Mädchen wird weggesperrt in ein schmutziges, enges Verlies; in diesem Geviert kann es sich kaum entwickeln, sich kaum bewegen. Nur manchmal darf es heraus, wird wie ein wildes Tier gequält von den Stiefschwestern und deren Mutter. Als diese zu einem Ball eingeladen werden, stört Cinderella ihre Vorbereitungen. Dafür wird sie bestraft, von der Stiefmutter wie ein Hund an der Leine geführt und geschlagen, wieder eingesperrt. Die Tauben aus dem Taubenhaus aber zeigen dem Mädchen ein weißes Kleid. Der Prinz träumt derweil von einem weiblichen Wesen; doch das Bild löst sich auf. Das verstört ihn. Beim Ball erscheinen die Stiefmutter und ihre Töchter und belästigen den Prinzen durch ihre Aufdringlichkeit. Als Cinderella im schlichten weißen Kleid ebenfalls auftaucht, bittet sie der Prinz zum Tanz. Doch Stiefmutter und Töchter greifen ein und sperren sie wieder weg. Der Prinz aber kann sie nicht vergessen, wird von einer Taube zu ihr geführt. Erst als der Vater durch einen Schrei sich aus seiner Erstarrung löst, entdeckt der Prinz das nackte Mädchen unter der Asche, zieht ihm seinen goldenen Rock an und schreitet mit Cinderella ins Licht; Stiefmutter und ihre Töchter bleiben im Dunkel zurück.

Die Musik von Prokofjew, zwischen 1940 und 1945 entstanden, illustriert Situationen, Stimmungen und Charaktere, ironisiert auch die Anstrengungen von Schwiegermutter samt Töchtern, läßt aber auch Gefühle oder Aggressionen nachempfinden; unter der Stabführung von Gábor Káli ließen vor allem die hervorragenden Bläser der Staatskapelle Nürnberg bei der Premiere aufhorchen.

Alles geschieht im schwarz-grauen, eigentlich leeren Bühnenraum; das dezent strukturierte Bühnenbild von Verena Hemmerlein mit seinen verschiebbaren, ineinandergefügten Elementen kann sich nach hinten wie zu Toren perspektivisch weiten oder sich nach vorne verengen zu dem hell erleuchteten Viereck des Verlieses für Cinderella. So eröffnet es einen Blick in die Tiefen menschlicher Grausamkeit. Eindrucksvoll dabei die Lichtwechsel von Olaf Lundt. Verschwommene Videos deuten den Traum des Prinzen an. In den Ballszene läßt Montero Romantisches ahnen durch die pastellfarbenen, fein

abgestuften Kostüme der Hofdamen, und durch die transparenten Stoffe ergibt sich ein fast unwirklicher, schwebender Effekt. Diese helle Kleidung bildet einen Kontrast zum düsteren Hintergrund. Die kräftigen Lilatöne der Kleider von Stiefmutter und Stiefgeschwistern heben diese Gruppe von den übrigen ab. Angelo Alberto hat lediglich den Prinzen mit Weiß und Gold ausgestattet. Cinderella wirkt dagegen fast nackt, fleischfarben, wie in ein Korsett eingeschnürt, das ein wenig an das von Frida Kahlo erinnert.

Montero benutzt für sein Ballett hier auch Pantomimisches, setzt die Hände signifikant ein, läßt kraftvoll und auch ein wenig akrobatisch tanzen. Die Ensembles bestechen durch Synchronität, und trotz der stets präsenten Körperspannung besitzt alles große Leichtigkeit, etwa in Sprüngen und Drehungen. Überraschende Einfälle und unbedingter Aussagewillen überzeugen. Gerade den Szenen, als der Prinz und Cinderella ihre Liebe entdecken, haftet nichts Gefühlsseliges an. Zwar erinnern die Ball-Formationen an „klassische“ Choreographien, doch diese Bilder lösen sich schnell wieder auf. Alles lebt von der bravourösen Leistung von Sayaka Kado als bemitleidenswerte Cinderella. Die klein gewachsene, muskulöse Tänzerin gibt sie anfangs als wildes, tierisches Wesen mit offenen, langen Haaren, auf allen Vieren herumkriechend und –laufend, sich wälzend; mit heftigen Bewegungen gegen die Wände oder kopfüber scheint sie die Enge ihres Verlieses zu erforschen. Immer wieder krümmt sie sich, verschließt sich oder entfaltet sich ungelenkt wie in einem animalischen Trieb nach Freiheit.

Erst im Tanz mit dem Prinzen, im Kleid mit Hochsteckfrisur, findet sie, allerdings zögernd, zu aufrechter Haltung. Am Ende wird aus Cinderella eine schöne, junge Frau. Denn der Prinz, ein hübscher, blonder Mann, Max Zachrisson, hat ihr da seine Jacke übergestreift und so ihre Blöße bedeckt. Er zeigt ihr sein Inneres, sie ist dadurch geschützt. Ein geschickter Zug der Choreographie ist es auch, die „bösen“ Frauen mit Männern zu besetzen. So tanzt der groß gewachsene Carlos Lázaro mit weiten, exakt abgezirkelten Bewegungen die furchterregende Stiefmutter als beeindruckend schöne, kalte Hexe. Die beiden Schwestern, Saúl Vega und Oscar Alonso, wirken oft geradezu grotesk, wenn sie sich um Grazie bemühen mit übertriebenen Verrenkungen. Am Schluß verfallen die drei Bösen der Rache der Vögel, liegen ineinander verkeilt am Boden, während die Guten dem verheißungsvollen Licht entgegen-schreiten. Viele Vorhänge bei der Premiere! ¶

Häuser und anderes:

Das Rottendorfer Wasserschloß

Gedanken zur Architektur Teil 19

von Ulrich Karl Pfannschmidt Fotos: Dieter Leistner

Mitten im alten Kern von Rottendorf hat sich ein Kuriosum erhalten, ein Wasserschloß ohne Wasser, umgeben von einem hohen Mauerring mit Zwinger und Graben, ein festes Haus eher denn ein Schloß. Die Bezeichnung ist ein bißchen hoch gestapelt. Der Dehio von Franken schweigt über seine geringe Existenz. Auf jeden Fall ist es das älteste Gebäude des Dorfes. Es wird 1530 erstmals erwähnt. Einhundert Jahre später erwarb es das Stift Haug in Würzburg. Ab 1585 wurde es als Pfarrhaus genutzt. Oben wohnte der Pfarrer und unten sein Vieh, bis 1860 hinter dem Haus Stall und Scheune errichtet wurden. Über die Jahrhunderte hinweg bot der Mauerring ihnen Schutz gegen die realen oder vermuteten Tücken der Rottendorfer.

Als der gegenwärtige Pfarrer das Bedürfnis spürte, aus seinem verwunschenen Refugium herauszutreten und, in die Nähe der Kirche, dichter an seine Gemeinde heran zu ziehen, ergab sich die Gelegenheit, das alte Gemäuer zu kaufen. Die Gebäude waren sanierungsbedürftig, aber sie boten inmitten des verwilderten Gartens einen Anblick, deren Romantik man nicht widerstehen konnte. Beherzt griffen Bürgermeister und Gemeinderat zu, mit der Absicht, ein Stück der Geschichte des Dorfes zu erhalten und einige Einrichtungen der Gemeinde dort unterzubringen. Obwohl das Haus nicht sehr groß ist, steht der ganze Bering natürlich unter Denkmalschutz. Historische Untersuchungen, ein durchdachtes Raumprogramm und darauf fußend ein sorgfältig vorbereiteter Wettbewerb unter eingeladenen, besonders qualifizierten Architekten zeitigten 2009 mit dem 1. Preis ein Ergebnis, das alle überzeugte und den Gemeinderat 2011 bewog, das Projekt zu realisieren. Es wurde 2013 der Öffentlichkeit übergeben. Das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Ein im Verborgenen dämmernder Ort hat sich in einen anziehenden, menschenfreundlichen Raum verwandelt, eine Oase in der dicht bebauten Ortsmitte. Die abseitige Lage hat sich in einen Vorteil verkehrt. Entstanden ist ein Ort der Stille, zum Entspannen, zum Luftholen. Ein schönes Haus in einem umschlossenen Garten, hortus conclusus im besten Sinn des Wortes. Ein Garten, der Weite und

zugleich Geborgenheit bietet. Er hat sein lebendiges Geländeprofil, also Böschungen, ebene Flächen, Graben und Gebäudeinsel bewahrt. Der früher von Westen aus der Dorfmitte heranfließende Bach, der den Graben speiste, und ein kleiner, östlich gelegener Weiher konnten nicht mehr zurückgeholt werden. Die Entwicklung des Dorfes ist darüber hinweggegangen. An sie erinnert ein schmales Wasserbecken auf der Grabensohle vor der Terrasse des Hauses. Man kann auf Steinen das Wasser überqueren und zum Haus gelangen. Alte Bäume spenden Schatten, frisch gepflanzte werden es ihnen bald nachtun. Die Mauer ist mit allen Spuren der Geschichte ergänzt und saniert worden. Wer will, kann auf Bänken ruhen, er kann auch auf der Wiese lagern. Auf der Nordseite des Hauses wartet eine Bühne darauf, bespielt zu werden, Sitzstufen sind für Zuschauer in die Grabenböschung eingelassen. Einmal im Jahr, im Frühling, werden Tausende von blauen Scylla-Blüten den Wassergraben simulieren. Im Zentrum des Gartens erwartet den Besucher die Gemeindebücherei im Wasserschloß.

Der Zugang erfolgt über den alten Zwinger in den kleinen Hof zwischen den Bauteilen. Im Norden, wo einmal Scheune und Schuppen lagen, ist die Gemeindebücherei mit Regalen und Internetplätzen untergebracht, ihr ist auf gleicher Ebene im Erdgeschoß des Schlosses eine große Lese-Lounge zugeordnet, die sich ihrerseits wieder zu einer großzügigen Terrasse im Süden öffnet. Im Geschoß über der Lounge steht ein Saal für verschiedene Veranstaltungen zur Verfügung. Eine kleine Küche erweitert die Nutzungsmöglichkeiten. Im Keller finden sich die Toiletten. Die von außen noch ganz stattlich ansehende Baugruppe enthält im Innern wegen der sehr dicken Wände überraschend wenig Platz. Trotzdem ist es gelungen, das Gefühl von Enge zu vermeiden und überall den Eindruck von Großzügigkeit zu erzeugen. Das liegt an den angenehmen Proportionen der Räume.

Der Entwurf zur Restaurierung des Wasserschlosses enthält zwei sehr unterschiedliche Teile, einmal die Sanierung des geschützten, historischen Bestandes und dann eine knappe Erweiterung des Altbaus unter Verwendung von Scheune und Stall. Das Alte und das



Büchereitrakt im Norden

Neue sollten jeweils in ihrer Charakteristik erkennbar gehalten und gezeigt werden. Die Unterschiede sollten nicht verwischt, sondern ablesbar bleiben. So steht das Schloß in seiner Putzstruktur vor Augen, während das Natursteinmauerwerk der alten Nebengebäude erhalten und mit Beton im gleichen Farbton ergänzt wurde. Hier reagieren auch neue Fenster auf die geänderte Nutzung.

Dies Prinzip gilt auch für die Elemente, die eingefügt werden mußten, um den Bau für seine heutige Nutzung zu ertüchtigen. Die hölzernen Einbauten sind wegen der räumlichen Verhältnisse eigens angefertigt. Das Haus wird belüftet und entlüftet, Wärme im Winter oder Kälte im Sommer wird aus Erdsonden gewonnen. Teil des Systems sind Wärmepumpen und die Wärmerückgewinnung durch Wärmetauscher. Der Energieverbrauch wird im Altbau mittels einer Innendämmung aus Silikatplatten, im Neubau durch eine entsprechende Wandkonstruktion niedrig gehalten.

Man kann fragen, wie hoch die Baukosten waren. Aber wichtiger als die Zahl 2,3 Mio Euro ist die Frage, was die Gemeinde für das Geld bekommen hat. Bekommen hat sie eine einzigartige Gemeinde-

bücherei, ein kulturelles Zentrum von einer Qualität, wie es in weitem Umfang kein zweites gibt. Dornröschen ist aus dem Schlaf erwacht.

Die Ausführung des Projektes oblag dem Architekturbüro Kuntz und Brück, Würzburg, in Kooperation mit dem Architekten Ulrich Manz, Bamberg. Die Landschaftsplanung stammt vom Büro Club L 94 aus Köln. ¶

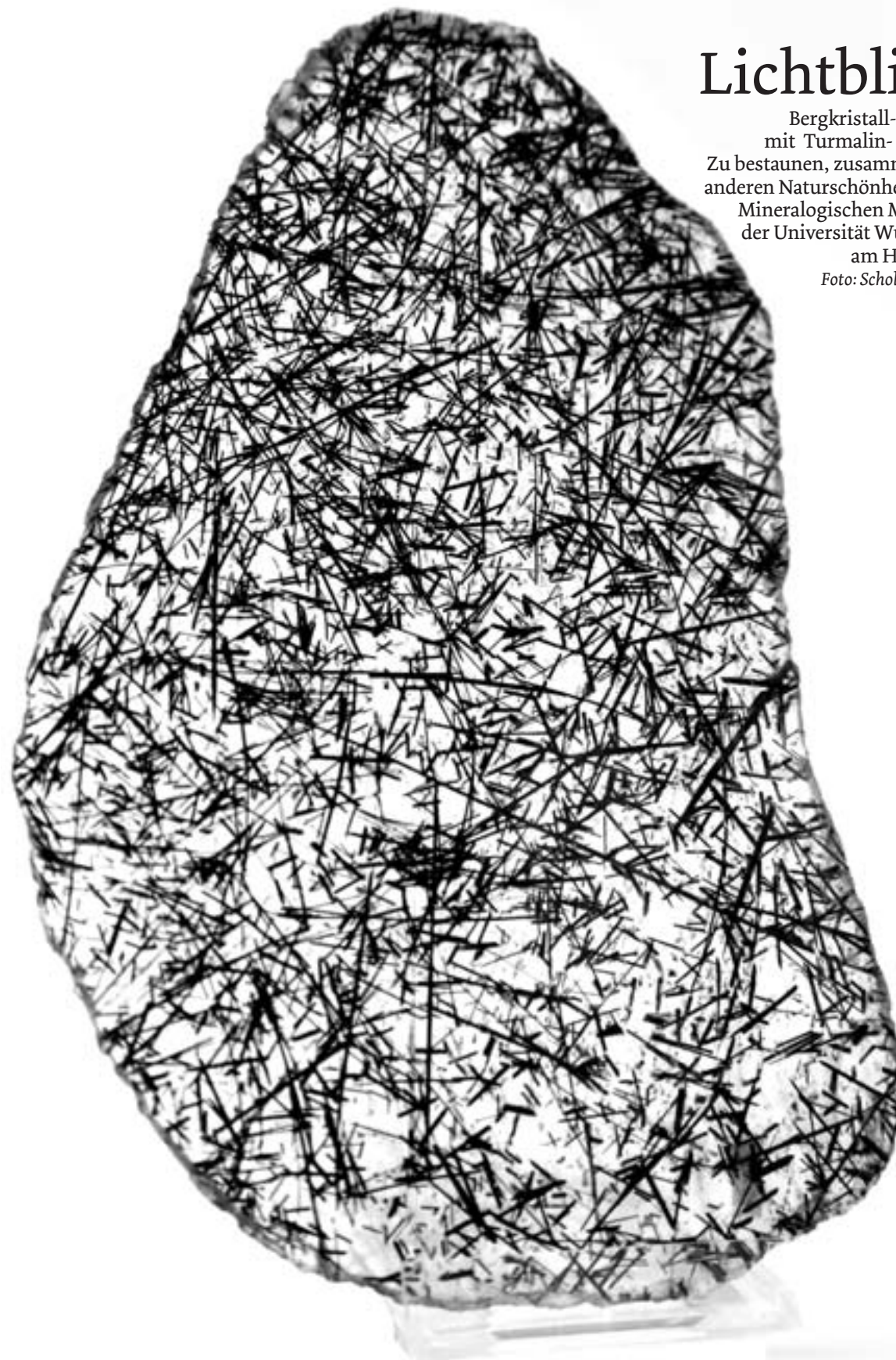
Bücherei



Lichtblick

Bergkristall-Scheibe
mit Turmalin-Nadeln.
Zu bestaunen, zusammen mit
anderen Naturschönheiten im
Mineralogischen Museum
der Universität Würzburg
am Hubland.

Foto: Schollenberger



Tönendes Gedenken

Erstmals Gedenkkonzert anlässlich der Bombardierung Kitzingens im Zweiten Weltkrieg

Von Frank Kupke

Anlässlich der Bombardierung Kitzingens im Zweiten Weltkrieg am 23. Februar 1945 gab es heuer erstmals ein Gedenkkonzert, das – obwohl es um das Erinnern an die über 700 Opfer ging, die damals beim Angriff der US-amerikanischen Bomber den Tod fanden, und obwohl das kulturelle (in diesem Fall das musikalische) Element nicht fehlte – etwas ganz anderes war als das, was derzeit landauf, landab so gerne als Erinnerungskultur bezeichnet wird. Es wird ja – von der Weinkultur über die Eßkultur bis zur Fußballkultur – so ziemlich alles als Kultur bezeichnet, was nicht der unmittelbaren Lebenserhaltung dient, aber doch den Anstrich von gepflegtem Zeitvertreib hat. Kultur meint hierbei eine Freizeitbeschäftigung, die insbesondere durch die Medien – von den Hochglanzmagazinen bis zum Boulevardblatt (das Internet ist da für die meisten Leute kein Maßstab) – das Gütesiegel niveauvoll erhalten hat. Wer Kultur hat, gehört zur Elite. Oder kann sich zumindest so fühlen.

Erinnerungskultur

Und Erinnerungskultur ist die Bezeichnung für die gezielte Pflege der niveauvollen Beschäftigung mit Ereignissen der Vergangenheit. Die Vergangenheit wird hierbei zum Anlaß für Veranstaltungen aus den Bereichen von bildender Kunst, Musik, Literatur und Theater. Und in gepflegtem Diskurs treten mehr oder weniger große Autoritäten in Dialog mit den Interessierten. Auf diese Weise wird die Vergangenheit zu ästhetischen oder halbakademischen Events. Die Vergangenheit wird ordentlich einsortiert und hübsch ad acta gelegt, wo sie niemanden mehr sonderlich stört (bei Bedarf kann sie wieder in angemessener Form hervorgeholt werden). Besonders gerne legt sich diese niveauvolle Hochglanz-Aura von Erinnerungskultur über die Nazizeit. Selbst aus den entsetzlichen Dingen aus der Zeit von 1933 bis 1945 wird auf diese Weise stilvoll kulturelles Kapital geschlagen. Wer glaubt, daß das eine sinnvolle Vorgehensweise für die Beschäftigung mit der Nazizeit ist, dem kann nur mal ein Besuch im Krematorium des Konzentrationslagers Buchenwald

empfohlen werden – es ist gar nicht so weit weg von Unterfranken. Dort, vor den mit Blumen überstreuten Verbrennungsöfen, wird einem ziemlich schnell klar: Für das, was hier geschah, ist die sogenannte Erinnerungskultur das denkbar Falscheste. Das Einzige, was hier angemessen ist, ist etwas, was sich ganz automatisch einstellt: Erschütterung. Und Schweigen.

Abgenutzter Begriff

Tatsächlich hat der abgenutzte Begriff des Gedenkens mehr Berechtigung als eine vermeintlich zeitgemäßere Erinnerungskultur, die in Wahrheit letztlich doch nicht mehr ist als der x-te Versuch, einen adretten, eventuell ästhetisch gestalteten und vor allem ordentlichen Schlußstrich unter das Grauen zu ziehen.

Das paßt natürlich hervorragend in eine Zeit des reaktionären Rollbacks, wo jede soziale Reform in Wahrheit ein weiterer Schritt hin zur sozialen Undurchlässigkeit ist und Besitzstandswahrung und Ordnung das Maß aller Dinge sind. Indes lassen sich die Greuel der Nazizeit nunmal nicht niveauvoll und stilvoll bewältigen, beschreiben und eintüten. Es bleibt einem nur der hilflose Versuch, irgendwie mit der Erinnerung an die Zeit der absoluten Barbarei umzugehen. Vielleicht sind da so altmodische, mitunter gewiß ritualisierte und irgendwie unvollkommene Gedenkveranstaltungen doch die bessere Wahl im Vergleich zu den derzeit besonders angesagten Events der sogenannten Erinnerungskultur. Vielleicht sind Veranstaltungen ohne feuilletonistischen Diskurs, dafür aber mit schlichten Zeremonien, die zwar fragwürdig sind, dafür aber nicht den inadäquaten Anspruch von Ästhetik und Niveau erheben, doch nicht der schlechteste Weg. Das gilt freilich auch für das Gedenken an jene entsetzlichen Dinge, die der deutschen Bevölkerung im Zuge der Niederringung der Nazis durch die Alliierten widerfuhren. Und dazu gehören insbesondere die Bombardierungen deutscher Städte. Nicht um Schuld und Sühne, nicht um das Aufrechnen von Leid gegen Leid kann es

hierbei gehen, sondern nur darum, einen Raum von Erschütterung, Trauer und Gedenken zu ermöglichen. Den Rest kann man getrost einerseits den Historikern überlassen, deren Werke allerdings ohnehin die breite Bevölkerung nicht liest. Andererseits bleibt zu hoffen, daß irgendwann doch mal wieder ein neuer Claude Lanzmann aufsteht und das Seine dazu beiträgt, daß der von offiziellen Vertretern insbesondere anlässlich der Reichspogromnacht gerne zitierte Satz aus der jüdischen Tradition „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“ erneut seine Wahrheit beweisen kann.

Denn dort, bei Lanzmann, ist Erinnerung keine ästhetisch und falsch-souveräne Erinnerungskultur, sondern ein Sich-Überantworten und Ausliefern an die gegenwärtige Vergangenheit, um – vielleicht – als ein anderer, reiferer Mensch in die Gegenwart zurückzukehren. Ansonsten bleiben da natürlich jene Gedenkveranstaltungen, die ohne pseudo-intellektuelles Gehabe, dafür aber mit umso mehr Authentizität versuchen, die Erinnerung an das Geschehene wachzuhalten. Daß das auch durchaus unter kulturellem Vorzeichen geschehen und gelingen kann, bewies eben jene Veranstaltung in Kitzingen auf nachdrückliche Art und Weise.

Gedenkkonzert

Zu dem „Gedenkkonzert anlässlich der Zerstörung Kitzingens im Zweiten Weltkrieg“ – so lautete der schlichte Titel der Veranstaltung – hatte die katholische Pfarrei in die Pfarrkirche St. Johannes eingeladen. Die Kirche war bestens besucht. Am Gedenktag hatte es bereits um 11 Uhr eine offizielle Kranzniederlegung durch Oberbürgermeister Siegfried Müller am Ehrenmal im Neuen Friedhof gegeben. Gleichzeitig hatten alle Kitzinger Kirchenglocken geläutet. Am Abend desselben Tages nun gab es dann erstmals ein Gedenkkonzert. Unter der Leitung des Kantors von St. Johannes, Regionalkantor Christian Stegmann, sangen der Kirchenchor, Kammerchor und Jugendchor von St. Johannes, und es spielte das Würzburger Orchester Consortium Musicale. Aufgeführt

wurden Hindemiths Trauermusik für Bratsche und Streichorchester, das der Komponist anlässlich des Todes des britischen Königs Georgs V. im Jahr 1936 komponiert hatte. Seinerzeit hatte der Komponist, der selber Bratscher war, den Solopart gespielt. In Kitzingen übernahm diese Aufgabe Andreas Zack. Der Solist traf genau jenen Tonfall von nach innen gekehrter Trauer und ließ, bei aller Trauerarbeit, durch seine einfühlsame Interpretation hier und da auch so etwas wie Hoffnung musikalisch aufleuchten – insbesondere im Schlußsatz, der den Choral „Vor deinen Thron tret ich hiermit“ verarbeitet. Tief empfundene Nachdenklichkeit prägte auch die Aufführung des Mozart-Requiems. Ganz ohne Bombast, dafür umso intensiver in Ausdruck und Gestus gestalteten die Choristen ein schönes Beispiel tönender Trauerarbeit, die auch hier – unter christlichem Vorzeichen – die Zuhörer mit der Hoffnung entläßt, daß dereinst doch noch alles einmal gut wird. Stegmann dirigierte den Chor und das mit sicherem Stilgefühl musizierende Orchester unaufdringlich und sehr sachgemäß.

Zusätzlichen Glanz bekam die Aufführung durch die Gesangssolisten, von denen insbesondere die Sopranistin Radka Loudova-Remmler mit einer adäquaten und expressiven Gestaltung hervorstach. Gut waren ferner die Altistin Anna Haase von Brincken und der Baß Sebastian Klein. Der Tenor Wolfgang Klose, dessen Timbre nicht so recht zu den anderen drei Solisten paßte, konnte nicht immer überzeugen und wirkte mitunter ziemlich angestrengt. Zwischen Hindemiths Trauermusik und dem Mozart-Requiem lasen der katholische und der evangelische Pfarrer einander abwechselnd die Verse des Psalms 88 vor, der bei Luther die treffliche Überschrift „Gebet in großer Verlassenheit und Todesnähe“ trägt. Alles in allem war es ein würdiges Gedenkkonzert – eine Veranstaltung, die vielleicht der Beginn einer neuen Tradition von Gedenkveranstaltung in Kitzingen sein könnte. Zu wünschen wäre es. ¶



Foto: Manfred Ullrich, Stadtbücherei Würzburg

Hommage an Erhard Löbleins „Später Abend“.

Die Stadtbücherei Würzburg in Kooperation mit den Frauen der Mainfränkischen Werkstätten und der Tourist-Info des CTW.

Wir können natürlich nicht über hundert Veranstaltungen der Aktionswoche „**Würzburg liest ein Buch**“ im April auflisten, aber ein paar haben wir dennoch herausgepickt:

Würzburg als Schauplatz der Romane von Leonhard Frank eingefangen in Aquarellen von Alexander Kopp, Ausstellung im Atelier Kopp-Art, Ursulinerstraße 6, 29. März – 30. April 2014;

Street-Art auf der Leonhard-Frank-Promenade und Viehmarktplatz vom 3. bis 20. April;

Verfilmung des Romans „Karl und Anna“ von Leonhard Frank in englischer Sprache, ca. 90 Min. Central Programmkinno, Freitag, 4. April 2014, 16.00 Uhr;

„Der politische Humanismus Leonhard Franks. Zur Rechtskritik in den Jüngern Jesu“, Vorlesung von Prof. Dr. Eric Hilgendorf, Alumni-Hörsaal (HS II) in der Alten Universität, Domerschulstraße 16, Freitag, 4. April 2014, 18.00 – 20.00 Uhr;

Lesung mit Aussicht, Eberhard Schellenberger, Wolfgang Salomon u.a. lesen aus „Die Jünger Jesu“ BR-Hochhaus Newsroom, Samstag, 5. April 2014, 13.00 Uhr, Anmeldung erforderlich wegen begrenzter Teilnehmerzahl unter Tel. 0931 571338 oder wsalomon@freenet.de;

Literaturexpress: Die Jünger Jesu in der Würzburger Straßenbahn, Mitglieder des Autorenkreises Würzburg lesen aus „Die Jünger Jesu“, Samstag, 5. April 2014, 12.00 Uhr – 16.00 Uhr;

„Lange Schatten, tiefe Wunden ... Lichtblicke?“

Eine experimentelle Annäherung mit Tanzperformance und Fachvortrag zu den traumatischen Folgen von Krieg und Holocaust im Roman „Die Jünger Jesu“ und heute. Mit AndraLaDanza sowie Ruth Ebbinghaus und Andrea Iff-Kamm von Orphea, Unterfränkisches Zentrum für Psychotraumatologie e.V.

Theater am Neunerplatz, Sonntag, 6. April, Matinee, 11.00 Uhr; „Ruth“ – Drama von Ulrike Schäfer nach Leonhard Frank, Szenische Lesung, theater ensemble, Frankfurter Straße 87, Sonntag, 6. April 2014, Montag, 7. April 2014, jeweils 20 Uhr;

Die Kaktussen & Die Jünger Jesu – Ein Improexperiment, Spitale Würzburg, Mittwoch, 9. April 2014, 20.00 Uhr;

Die Gerichtsverhandlung in „Die Jünger Jesu“. Szenische Lesung am „Originalort“, Landgericht, Ottostr. 5 (Strafjustizzentrum), Donnerstag, 10. April 2014, 14.45 Uhr, Eintritt frei, max. 80 Personen, mit Eingangskontrolle;

„Die Jünger Jesu“, Lesung am großen Stadtmodell von Würzburg nach der Zerstörung in der Stadtgeschichtlichen Abteilung des Mainfränkischen Museums, Sonntag, 13. April 2014, 13.00 bis 17.00 Uhr.

[as]

Seit Ende Februar gibt es ein neues Buch über Würzburgs Stadtteil Hubland. Es wurde von dem Würzburger Journalisten und Historiker Dr. Roland Flade verfasst, der bereits zahlreiche Publikationen zur Würzburger Stadtgeschichte, vornehmlich des 20. Jahrhunderts, veröffentlicht hat. Die Geschichte Hublands beschreibt Flade historisch: Ausgehend von einem Anbaugelände von Kartoffeln über die Nutzung als Exerziergelände, Experimentierfeld für Flugversuche, Fliegerhorst zur Zeit des Nationalsozialismus bis hin zum Standort einer US-Garnison nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Ausführlich schildert Roland Flade aber auch, wie die Universität hier ab Ende der 1960er Jahre neue, moderne Forschungs- und Lehrgebäude errichten ließ, zudem gibt er einen Ausblick auf die künftige Nutzung des Areals als attraktives Wohngebiet. Im Jahr 2018 soll hier die Bayerische Landesgartenschau stattfinden, die den neuen Stadtteil auch überregional ins Blickfeld der Öffentlichkeit rücken wird. Daten zu Neuerscheinung: Roland Flade: **Würzburgs neuer Stadtteil Hubland**. Seine Geschichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Würzburg 2014, Verlag Ferdinand Schöningh (Schriften des Stadtarchivs Würzburg, Heft 20, hrsg. von Ulrich Wagner), 223 S., 100 Abbildungen, 19,90 €, ISBN 978-3-87717-854-6.

[sum]

Noch bis zum 25. April können sich Autorinnen und Autoren um den **Leonhard-Frank-Preis 2014** bewerben. Passend zum Spielzeitthema 2014/2015 „Krieg und Frieden“ – 100 Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – rückt Leonhard Franks Roman „Die Jünger Jesu“, der im Frühjahr 1945 in Würzburg spielt, in den Mittelpunkt. Das Mainfranken Theater Würzburg lädt deshalb vom 29. bis 31. Mai 2014 junge Autorinnen und Autoren nach Würzburg ein, um aus diesem Stoff eine Bühnenfassung zu erarbeiten. Der Dramaturg, Essayist und Romancier John von Düffel, erfolgreichster deutscher Bearbeiter epischer Stoffe für die Bühne, wird in Zusammenarbeit mit der Leonhard-Frank-Gesellschaft und dem Mainfranken Theater Würzburg eine Werkstatt für szenisches Schreiben ausrichten. Eine der dort entstandenen Bearbeitungen soll am 11. Juni

2015 in den Kammerspielen des Mainfranken Theaters uraufgeführt werden. Erste Einblicke in die Arbeiten sollen unserem Publikum im Rahmen einer szenischen Lesung mit Mitgliedern unseres Schauspielensembles am 31. Mai 2014 gegeben werden. Der Leonhard-Frank-Preis ist in diesem Jahr undotiert. Die Kosten für Anfahrt und Unterkunft werden vom Mainfranken Theater gestellt. Erwartet werden als Arbeitsproben: 1. selbstverfasster dramatischer Text eigener Wahl, 2. Szenario Ihrer dramatischen Bearbeitung des Romans „Die Jünger Jesu“ in dreifacher Ausfertigung unter Angabe von Namen, Anschrift, Tel.-Nr., E-Mail und Geburtsdatum an:

Mainfranken Theater Würzburg

„Leonhard-Frank-Preis 2014“

Theaterstraße 21

97070 Würzburg

Die eingesandten Arbeitsproben können nicht zurückgesandt werden. Die Teilnehmer(innen) am Schreibworkshop werden schriftlich verständigt. Kontakt: Roland Marzinowski (Leitender Schauspiel dramaturg), Tel: 0931-3908158, roland.marzinowski@stadt.wuerzburg.de [sum]

Ein deutsches Klassenzimmer als Nahkapfzone: Eine sogenannte „Problemklasse“ mit Migrationshintergrund macht ihrem Namen alle Ehre und tritt das deutsche Bildungssystem buchstäblich mit Füßen. Die engagierte Deutschlehrerin, die ihnen in einem Theaterprojekt deutsches Kulturgut nahebringen will, scheint hoffnungslos überfordert. Das Blatt wendet sich, als einem Schüler bei einem Gerangel eine Pistole aus der Tasche fällt. Die gedemütigte Pädagogin nutzt die Gunst der Stunde und zwingt die Schüler mit Waffengewalt zum Schillerspiel „Kabale und Liebe“. Die preisgekrönte Multikulti-Farce „**Verrücktes Blut**“ ist zur Zeit eines der erfolgreichsten aktuellen Stücke auf deutschen Bühnen. (Quelle: Presstext)

Vom 8. März bis zum 3. Mai in der Theaterwerkstatt Würzburg. Infos unter www.theater-werkstatt.com

Der in Würzburg geborene und international agierende Künstler **Hans-Peter Porzner** lebt und arbeitet vor allem in München und Würzburg.

Vom 12. März bis zum 20. April zeigt er nun im Vonderau Museum in Fulda sein Projekt „Die Geburt der Mickey Mouse in den Tannen von 1943 bis heute“ Hans-Peter Porzner – Ferdinand Lammeyer, K. O. Götz, Joseph Beuys. [as]

ARTfilm Würzburg

Kunstfilme im Spital

Mittwoch 12.03./19.03./26.03./2.04. 2014

4 Abende – 4 x Kunst in Bewegung

Mittwoch, 12.03.2014, 19.00 Uhr:

- Magnus Kuhn: Vortrag/Performance/Kurzfilme
- **Fischli & Weiss: Der Lauf der Dinge**
- Honda: The Cog
- Afterparty & Music

Mittwoch, 19.03.2014, 19.00 Uhr:

- Reuben Margolin: Kinetic Structures
- Joshua Allen Harris: Street Art Animals
- **Theo Jansen: Strandbeester**
- Afterparty & Music

Mittwoch, 26.03.2014, 19.00 Uhr:

- Franz Pröbster Kunzel:
Kurzdokumentation / Portrait
- **Andy Goldsworthy: Rivers und Tides**
- Afterparty & Music

Mittwoch, 2.04.2014, 19.00 Uhr:

- Lichtkunst SLIDES: Illumination Würzburg
- **Lichtkunst ShortCuts: Glow!**
- mehr ShortCuts & Aktionen, Performances
- Afterparty & Music

Eintritt: 5,- / Studenten 3,-
in Zusammenarbeit mit dem Treffpunkt Architektur
Alle Infos unter: www.artfilm-wuerzburg.de



Jch fühl' mich wohl.



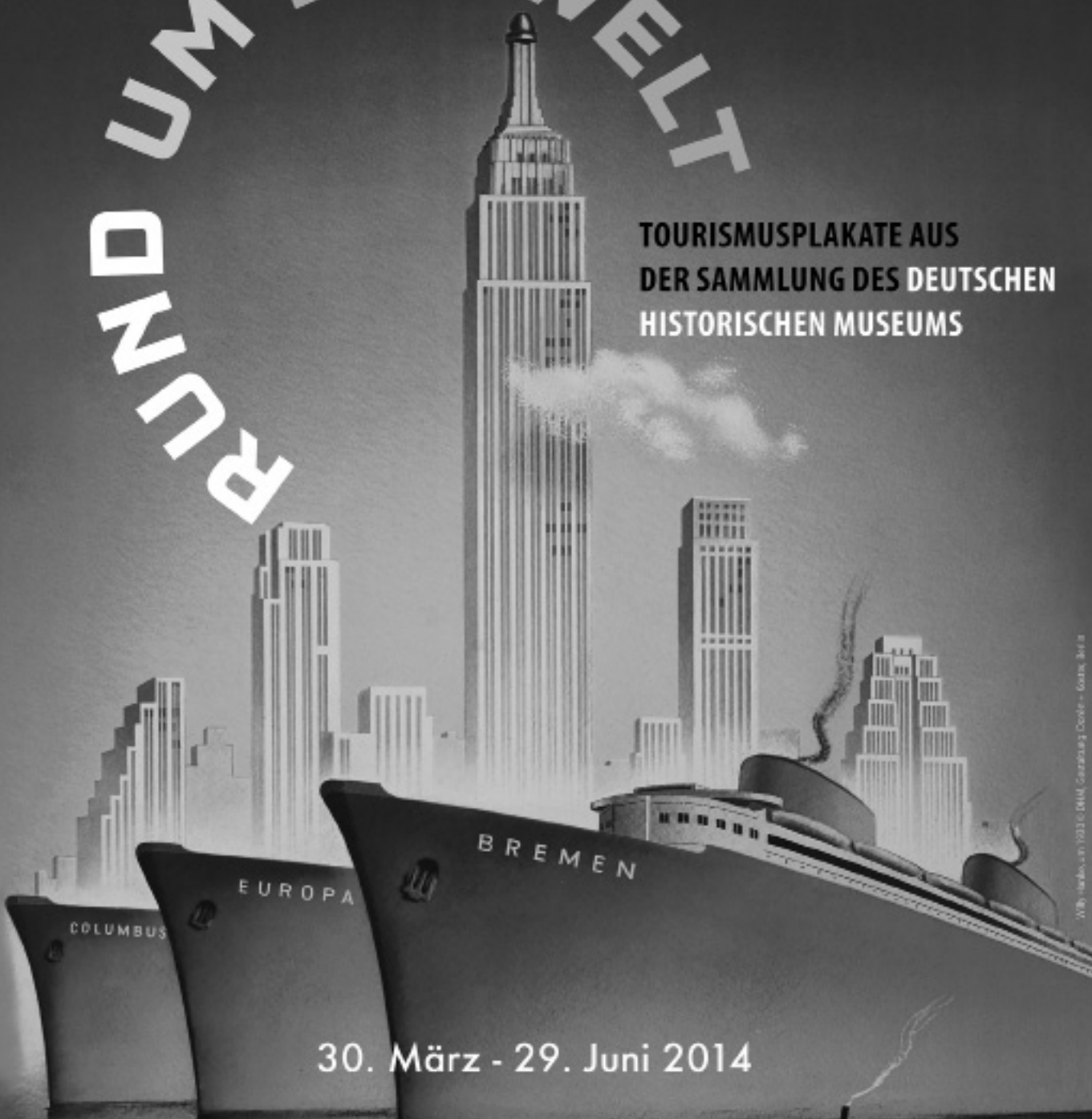
Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65 - 110, Cup A - I

UM DIE WELT
RUND

TOURISMUSPLAKATE AUS
DER SAMMLUNG DES DEUTSCHEN
HISTORISCHEN MUSEUMS



30. März - 29. Juni 2014

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr

Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-0, Fax 09323/5022

www.knauf-museum.de



DEUTSCHES
HISTORISCHES
MUSEUM

WILLY
HALLÉ